

Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Rossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Erscheint
wöchentlich dreimal u. zwar Dienstags, Donnerstag und Sonnabends.
Bezugspreis vierteljährlich 1 Mk. 30 Pf.,
durch die Post bezogen 1 Mk. 55 Pf.
Einzeln Nummern 10 Pf.

Inserate
werden Montags, Mittwochs und
Freitags bis spätestens Mittags
12 Uhr angenommen.
Inserationspreis 10 Pf. pro dreizehnpaltene Corpuszeile.

Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meissen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff, sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Druck und Verlag von Martin Berger in Firma D. A. Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaktion H. A. Berger daselbst.

No. 116.

Dienstag, den 1. Oktober

1895.

Bekanntmachung.

Der diesjährige Herbstjahrmarkt wird

Donnerstag, den 17. und Freitag, den 18. Oktober ds. Js.

abgehalten.

Wilsdruff, am 23. September 1895.

Der Stadtrath.
Sicker, Präsmr.

Bekanntmachung.

Da nach den diesbezüglichen Bestimmungen der Kirchenvorstands- und Synodalordnung in diesem Jahre die Herren Gerichtsath Dr. Gangloff und Erbrichter Ludwig aus Grumbach und von den vor 3 Jahren neu hinzugewählten Mitgliedern, die durch das Loos bestimmten Herren Leimsfabrikant Krippenstapel und Beutlermstr. Junge, welche sämmtlich wieder wählbar sind, aus dem Kirchenvorstande auszuschneiden haben, so macht sich eine Neuwahl nothwendig, welche

Sonntag, den 13. Oktober d. Js., in der Kirche

nach dem Gottesdienste bis 11 Uhr Vormittags stattfinden soll. Hiernach sind bei der diesmaligen Kirchenvorstandswahl 3 Vertreter aus Wilsdruff und 1 Vertreter aus dem eingepfarrten Theile von Grumbach zu wählen; es haben daher die Wähler aus Wilsdruff 3 Namen, die Wähler aus Grumbach nur 1 Namen aus dem bei der Wahl abzugebenden Stimmzetteln zu verzeichnen. Stimmberechtigt sind alle diejenigen Hausväter der Kirchengemeinde, sie seien verheirathet oder nicht, welche 1. das 25. Lebensjahr erfüllt haben, 2. weder durch Berachtung des Wortes Gottes noch unehrbaren Lebenswandel öffentliches Aergerniß gegeben, noch von der Stimmberechtigung bei Wahlen der politischen Gemeinde ausgeschlossen sind, 3. sich in die Wahllisten eingetragen haben, welche bei Herrn Kaufmann Engelmann, in der Expedition der Stadtkämmerei und für die Wähler aus Grumbach Wilsdruffer Antheils bei Herrn Erbrichter Ludwig vom 25. September bis 10. Oktober d. Js. ausliegen.

Wählbar sind alle stimmberechtigten Gemeindeglieder der Pfarodie, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben und von gutem bewährten christlichen Sinn, kirchlicher Einsicht und Erfahrung sind.

Die Kirchengemeinde Wilsdruff wird gebeten, sich zahlreich an dem Wahltage zu betheiligen und dadurch ihren kirchlichen Sinn zu bethätigen und zu betheiligen, daß sie das Amt eines Kirchenvorstehers in seiner Bedeutung für das kirchliche Gemeindeleben zu würdigen wissen.

Wilsdruff, den 23. September 1895.

Der Kirchenvorstand.

G. Sicker, Pfarrer, als Vorsitzender.

Unsere Söhne.

In „Sächsischen Innungsboten“ schreibt Meister Ehrenfried: „Und wenn ich zehn Jungen hätte, Handwerker ließ ich keinen werden!“ sagte neulich ein ehrbarer Meister der Schneiderei. Wenn es auch nicht ausreicht, um meine Drei studieren zu lassen, so soll der eine, der sehr hübsch schreibt, „bei der Feder bleiben“, den anderen, „will ich bei einem Kaufmann thun“, und für den Dritten erlange ich vielleicht eine Stelle im Seminar. Dumm sind sie alle Drei nicht und es wäre schade um die Jungen, wenn sie bei einem Handwerker in die Lehre müßten!“ so erging sich der ein hundertendes Auskommen und drei Söhne habende Meister weiter. Traurig — aber wahr! Es ist ja ein schon oft behandeltes Thema von dem Höherhinauswollen mit dem Handwerkersthemen, von der Risikolage des eigenen Berufes oder des Handwerkerstandes überhaupt, von der Ueberschätzung anderer Stände u. s. w. Aber trotzdem schon oft darüber geschrieben wurde, brachte mich obige Aeußerung des guten Schneiderkollegen auf den Gedanken, auch einmal meine Meinung niederzuschreiben und an den „Innungsboten“ einzuschicken, vielleicht liest doch der eine oder der andere eine Rayonwendung heraus. Ja, mit dem Höherhinauswollen der eigenen Jungen ist es so 'ne Sache; dieses Streben findet man aber nicht nur bei Handwerkern, sondern es kommt ohne Ausnahme in allen Ständen vor; nur daß es bei letzteren nicht so auffällt, wie bei ersteren. Der Sohn des Gelehrten, des Beamten u. s. w. wird für die Karriere des Vaters vorbereitet, d. h. er soll womöglich auf der Staffeln, die sein Vater erklimmen, einige Stufen höher steigen. Hierin unterscheiden sich nun die Mehrzahl der Handwerker von anderen Ständen, denn nicht in der eigenen Branche soll der Junge höher hinaus, sondern es wird für denselben gleich ein „höherer Beruf“ gewählt. In früheren Jahren sand man es sehr häufig, daß Handwerkerbetriebe mehrere Generationen nach einander in einer Familie blieben und dadurch auch meist an Umfang und Bedeutung gewannen. Heutzutage kommt dies weniger vor, weil den Jungen frühzeitig schon klar gemacht wird, daß des Vaters Handwerk „ein Plack sei“, daß es „nichts mehr einbringe“, daß „das Handwerk überhaupt Noth leide und auch nichts mehr gelte“ u. s. w. Es fehlt eben den Alten die Liebe zum Berufe, es fehlt das ausgeprägte Standesbewußtsein, es fehlt das Vertrauen zur eigenen Kraft — und dieser Mangel ist nicht nur in vielen Fällen auf das Fortkommen der Handwerker von Einfluß, sondern macht auch deren Söhne dem Handwerke abwendig. Die Liebe zum Berufe, die Freude an der eigenen Arbeit und an dem in seiner Werkstatt Beschaffenen

muß den Meister befeelen, er wird dadurch immer vorwärts streben, sich beruflich zu vervollkommen suchen, und seine Ausdauer, seine Geschäftstüchtigkeit wird der Konkurrenz der Maschinen oder der Großbetriebe Stand zu halten vermögen. Seine Liebe zum Berufe, die sich in seinem Thun und Schaffen widerspiegelt, wird aber ansteckend auf die Seinen wirken und bei seinen Jungen dürfte sich kein großes Sehnen nach einem anderen Berufe einstellen, es sei denn seine außerordentliche Begabung, wirkliche, nicht eingebildete, vorhanden, die an und für sich die Wahl des Berufes vorschreibt. Die Freude am Berufe geht aber einem großen Theile der Handwerker ab, die zwingende Nothwendigkeit ist die Triebfeder bei ihrer Arbeit und das Handwerk ist eben „ein Plack!“ Ist es da ein Wunder, daß die Söhne höher hinaus wollen selbst dann, wenn sie dies nicht sollen! Wo aber die Berufsfreude mangelt, da ist es gewöhnlich nicht weit her mit der Achtung vor dem eigenen Stande, dem Standesbewußtsein. Warum aber soll sich ein in seinem Fache tüchtiger Handwerker geringer schätzen, als ein Gelehrter, ein Künstler, ein Beamter u. s. w.? So wenig als der Handwerker die wissenschaftlichen Leistungen des Professors übernehmen kann, ebensowenig wird es dem Professor gelingen, die Fertigkeiten des Handwerkers auszuüben. Ein jeder, mag er sein, was er wolle, muß den ihm vom Schicksal angewiesenen Ploß ganz ausfüllen und denselben behaupten mit Berufsfreudigkeit und nie schwindendem Standesbewußtsein. Und wenn dies bei uns Handwerkern allerwegen der Fall ist, dann wird auch unser eigener Nachwuchs das Handwerk nicht geringschätzend über die Achsel ansehen und wir werden uns in unseren Söhnen die besten Stützen des Handwerks heranziehen. Betrachten wir uns einmal den Lebensgang eines Handwerkers. Meist von nicht mit Glücksgütern gesegneten Eltern stammend, lernte er unter nicht etwa roßigen Verhältnissen sein Meier, sah sich als Geselle eine Reihe von Jahren die Welt an und löst sich endlich in einem Orte, an den ihn besondere, (meist Herzens-)Beziehungen fesselten, häuslich nieder, um sein Gewerbe selbstständig zu betreiben. Der junge Meister hat meistentheils zunächst Jahre lang mit Noth und Sorge zu kämpfen, die Familie wird zahlreicher und nur zähe Ausdauer und rastlose Thätigkeit vermögen es, daß „er sich über Wasser hält“, nach und nach vorwärts kommt, ja sogar etwas vor sich bringt, dann naht aber größtentheils der Wendepunkt. Die über die Verhältnisse hinausgehende Erziehung der Kinder, die Befriedigung der die Mittel der Eltern übersteigenden Ansprüche der heranwachsenden Söhne und Töchter, das Nachlassen der Arbeitskräfte des Meisters bringen — geschäftliche Einbußen gar nicht gerechnet — seine Vermögensverhältnisse nach und nach wieder

zurück; die Leistungsfähigkeit seiner Werkstatt beginnt zu sinken, ein Geselle nach dem andern wird entlassen und endlich sßt der Meister, alt und grau geworden, allein in der Werkstatt: das niedergehende Handwerk verkörpert! Diesem Niedergange wäre der Meister nicht verfallen, wenn zu rechter Zeit ein geschäftstüchtiger Sohn dem Vater als Stütze zur Seite stand, wenn ein Sohn, anstatt vielleicht als stellenloser Kaufmann, oder als halbfertiger Beamter, oder als auf freistellen angewiesener Schüler, oder nach Stipendien haschender Student noch immer die elterliche Unterstützung zu beanspruchen, durch Eintritt in das väterliche Geschäft sich und den Eltern Unterhalt und Auskommen sicherte. Die Früchte des Gewerbesleißes reifen heutzutage nicht in so reichem Maße, daß sich der Handwerker mit Beginn der 60er Lebensjahre vom Geschäft zurückziehen und seinen Lebensabend als „Privatmann“ beschließen kann. Solches Glück ist nur Wenigen beschieden. Der Handwerker muß meist bis zum letzten Athemzuge aktiv bleiben und deshalb ist das, was ich bereits aussprach, um so nothwendiger; es muß dem alternden Vater der lebensfrische Sohn im Geschäfte zur Seite stehen, um in dem Betriebe keinen Stillstand, keinen Rückgang eintreten zu lassen. Deshalb, Handwerkerkollegen, laßt Eure Söhne Handwerker werden, damit Ihr im Alter eine Stütze an ihnen habt, haltet auch Euer Handwerk feis hoch und in Ehren, damit Euer Nachwuchs nicht schon in der Kindheit naserümpfend an der Werkstatt vorübergeht; bewahrt aber auch Euch die Berufsfreudigkeit, welche uns Lust und Liebe zu allem unsern Thun und Schaffen giebt und deren Segen früher oder später nicht ausbleibt. Und zum Schluß seht mit neidlosen Augen auf die Vertreter anderer Stände, denn wie der Boden des Handwerks „nicht mehr golden ist“, so ist auch bei anderen Ständen „nicht alles Gold, was glänzt.“ Beherzigt, was der Dichter sagt:

Genieße froh, was Dir beschieden,
Entbedre gern, was Du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.“

Tagesgeschichte.

Kaiser Wilhelm erfreut sich in der Waldheimlichkeit von Schloß Rominten fortgesetzt des besten Wohlbefindens; sein dortiger Jagdaufenthalt verläuft sehr befriedigend. Mitte dieser Woche gedenkt der hohe Herr von Rominten nach Hubertusstock abzureisen, um in den großen Forsten von Hubertusstock ebenfalls Jagden abzuhalten. Die Kaiserin, welche zur Zeit noch in Schleswig weilt, scheint ihren Plan, auch nach Rominten zu kommen, wieder aufgegeben zu haben, denn man sieht im Neuen

Beilage zu No. 116 des Wochenblattes für Wilsdruff etc.

Wer wird siegen?

Original-Roman von Emilie Heinrichs.
(Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

Georg wollte aufbrausen, besann sich aber und drückte Peter die Hand.

„Wenn sie mir so gut ist, wie ich's ihr bin, dann wartet sie auf mich, Peter,“ sagte er langsam, „kann sie das aber nicht, dann wäre es sündhaft, ihrem Glück durch ein bindendes Versprechen im Wege zu stehen.“

Peter Haas konnte sich mit solchen „Schrullen“ nicht befreunden, meinte aber, daß es doch wohl schicklich sei, zum heiligen Christ ihr ein kleines Andenken zu schicken, was Georg auch versprach.

Des ehelichen Burschen Vorwurf wollte nicht aus seinen Gedanken weichen, so wenig wie ihr Bild, das ihn nur zu häufig bei den trockenen Ästen umschwebte, so daß der Wunsch, es in natura zu besitzen, sich zur unbezwinglichen Sehnsucht bei ihm steigerte. Er sann darüber nach und kam zu dem Entschluß, ihr sein eigenes Bild zu senden und dadurch auch zu dem Jbrigen zu gelangen.

Georg ging also zum Photographen, um ein Kabinetbild von sich anfertigen zu lassen, was er sich leisten durfte, da er bereits ein Gehalt bezog und nur wenig gebrauchte.

Am Tage vor dem Weihnachtsabend holte er es, verbarq das sprechend ähnlich gewordene Bild vor fremden Blicken und ging am Mittag nach dem Gerichtsgebäude, wohin ihn der Notar bestellt hatte. Man wies ihn nach dem Amtsgerichtszimmer, wo er erwartet wurde.

Bestürzt trat Georg Kamp hier ein und sein erster Blick fiel auf Dorothee, die bleich mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel saß.

Was hatte das zu bedeuten?

Der Notar begrüßte ihn mit einer Art Rührung und Feierlichkeit, was ihn noch bestürzter machte, doch wie flochte ihm das Blut, als der Amtsrichter ihm eröffnete, daß sich ein Brief seiner Stiefmutter gefunden, welcher zur Ergänzung eines früheren Testaments geführt habe und als ihr letzter Wille gerichtlich anerkannt worden sei.

Hierauf wurde das Testament eröffnet und verlesen und sodann der Inhalt des Briefes bekannt gemacht, welcher Georg, der in einer Art Betäubung zuhörte, auf's Tiefste erschütterte.

Als sowohl der Richter wie der Notar ihn beglückwünschten, konnte er sich der Thränen nicht erwehren, während dort im Winkel des Gerichtszimmers das junge Mädchen mit vorgebeugtem Haupte saß, bleich, mit leuchtenden Augen den Inhalt des Briefes lauschend. Man sah es ihr an, daß sie stolz war auf die Verstorbene, die einzige Blutsverwandte, welche die arme

Waise mütterlich geliebt und die Gott ihr genommen hatte. Nun war ihr Name gereinigt von dem Fluch der Ungerechtigkeit und sie konnte dankerfüllt an ihrem Grabe knien.

Kein Reid kam in ihre Seele, als sie auf Georg blickte. Doch krampfte ihr Herz sich zusammen bei dem Gedanken an die unübersteigliche Klust, welche sich zwischen ihnen geöffnet hatte und in den beiden Bedeutungen Reichthum und Armuth sich borg. Sie schreckte zusammen, als auch ihr Name jetzt am Richtertisch ertönte und der Notar Hellmann ihre Hand ergriff, um sie dorthin zu führen.

Der Richter theilte ihr auf des Notars Bitte den Inhalt des zu ihren Gunsten abgesetzten Testaments mit, wonach ihr das Privatvermögen der seligen Tante, in Summa von achtzehntausend Mark, welche auf der Sparkasse belegt waren, sowie ihre Garderobe, Schmucksachen etc. zufiel.

„Die gute Tante,“ sagte sie halblaut, „ge segnet sei ihr Andenken allewege.“

Sie verneigte sich, um zu gehen, wurde aber von Hellmann zurückgehalten.

Als der von der verstorbenen Erblasserin bestellte Testamentvollstrecker, begann er, „habe ich natürlich für die Auszahlung des Vermächtnisses zu sorgen, was mir aber ganz unmöglich ist, so lange die Ihnen ebenfalls bekannte Chatulle Ihrer seligen Tante, worin sowohl das Sparkassenbuch wie auch die übrigen Wertpapiere, also das Kamp'sche Baarvermögen sich befindet, nicht aufgefunden worden ist. — Haben Sie noch immer keine Ahnung, wo sie hingelommen sein mag, Fräulein Hemming?“

Der Notar nannte sie zum ersten Male bei diesem Namen worüber sie beinahe erschraf. Sie sah ihn dann nachdenklich an.

„Soviel ich bestimmt weiß, stand diese Chatulle in einem Wandschrank ihrer Schlafkammer, Herr Notar!“

„Das ist mir auch bekannt, doch ist sie dort nicht gefunden worden.“

„Dann hat Bogler sie an sich genommen,“ meinte der Amtsrichter.

„Ich glaube schwerlich, weil er ja ein Recht dazu gehabt hätte,“ bemerkte Hellmann, „in dem Briefe steht ausdrücklich, daß Sie mir nicht bloß diesen, sondern auch die Chatulle übergeben sollten, Fräulein Dorothee!“

Das junge Mädchen erblickte, ihre grauen Augen nahmen einen nachdenklich gespannten Ausdruck an. Sollte die Krankheit ihr Erinnerungsvermögen wirklich in so besorgenswerther Weise geschwächt haben?

Plötzlich blickte es in ihren Augen auf und ein tiefer Athemzug hob wie ein erlösender Seufzer ihren Busen.

„Als ich wieder zu denken begann,“ sagte sie dann mit fester Stimme, „da habe ich oft mein Gehirn gemartert mit

dem Gedanken an die letzte Nacht, die ich mit der seligen Tante verlebte, und was ich ihr Alles mit einem feierlichen Gelöbniß versprechen mußte. Alle meine Gedanken drehten sich um den Brief und doch war mir's immer, als müßte es noch ein Zweites geben, was sie von mir verlangt hatte. Jetzt weiß ich, daß es die Chatulle war und ich weiß nun auch, daß ich sie und den Brief mit in meine Kammer nahm, um Beides vor Bogler zu verbergen. Ich schickte Krifchan mit einem Wagen nach der Stadt, um Sie, Herr Notar, zu holen, als Bogler die arme Tante nach dem Stifte brachte. Dann drehte sich Alles mit mir im Kreise und ich hatte nur die Kraft, die Chatulle und den Brief in ein Versteck zu bringen, das ich einmal heimlich entdeckt hatte. Ich muß wohl recht krank gewesen sein, als ich in der Nacht den Brief herausnahm, ihn in meinen Mantel nähte und damit fortließ, weil ich gar nicht mehr an die Chatulle gedacht habe. O, das war eine schreckliche Nacht.“

Starr vor sich hinblickend, als käme ihr jetzt erst die volle Erinnerung daran zurück, erzählte sie mit halblauter Stimme, wie der Biestock sie eingeschlossen und ihre Fenster zugemauert habe, wie sie unbemerkt aus ihrer Kammer geschlüpft sei, die Thür verschlossen und ein unheimliches Gespräch ihrer beiden Peiniger belauscht habe, worin es sich um einen Notar und um das Testament gehandelt habe, weil die Kranke schon halb-todt sei.

„Ich mußte einen Schrei unterdrücken,“ fuhr sie fort, „und dann entfloß ich, der Schreckliche hat sie umgebracht.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und bot dann leise, sich entfernen zu dürfen, worauf der Notar einen raschen Blick mit dem Richter wechselnd, ihr den Arm bot, um sie hinauszuführen, während Georg tief erschüttert zurückblieb.

Hellmann ließ einen Wagen kommen, sprach einige Worte mit dem Gerichtsdienner und fuhr mit ihr nach Rundheim hinaus.

Untermweg beruhigte er sie soweit, daß sie ihm einen Aufschluß über das Versteck, worin nach ihrer Angabe die Chatulle sich befinden sollte, zu geben vermochte.

„Würden Sie sich stark genug fühlen, mit mir nach dem Kampthofe zu fahren, Fräulein Dorothee?“ fragte er dann.

Sie nickte und schauerte dann zusammen.

„Sie fürchten sich doch nicht, mein Kind?“ fuhr er fort, „dazu liegt auch kein Grund vor, weil der Schatten Ihrer seligen Tante die bösen Geister dort vertrieben hat. Von nun an wird ein guter Geist im Kampthofe regieren. Nicht wahr, Sie freuen sich, daß der enterbte Sohn wieder im Vaterhause wohnen wird.“

„O, von ganzem Herzen freue ich mich, Herr Notar!“ rief Dorothee, „möge er dort recht glücklich werden, glücklicher als meine arme Tante es war.“

„Wir wollen es hoffen, wenn der brave Georg sich jetzt nur eine tüchtige Frau erwählt, welche ihn trotz des Gebrechens lieb hat, und nicht, wie's auf dem Lande leider Sitte ist, nach Geld freit, dann erst will ich ihn für ebenso gescheit als vernünftig und gut halten.“

„Sein Gebrechen, womit Sie doch nur den lahmen Fuß meinen, Herr Notar,“ versetzte Dorothee vorwurfsvoll, „müßte ihm von seiner Frau als höchster Schmuck angerechnet werden.“

Nicht vor Rundheim bedeutete er dem Kutscher, nach dem Kampfhofe zu fahren und ihr Erscheinen bewirkte dort keine geringe Aufregung.

Der Notar ließ das Gesinde mit der Wirthschafterin an der Spitze zusammensetzen und kündigte ihnen das große Ereigniß einer neuen Herrschaft an. Anfangs schien keiner es recht glauben zu wollen, als aber Dorothee es ebenfalls bestätigte, da brachen alle in Jubel aus. Nur die neue Wirthschafterin schüttelte höhnisch den Kopf und verließ die Stube.

Sie konnte es aber nicht hindern, daß der Notar mit seiner Begleiterin die frühere Kammer derselben, welche sie jetzt bewohnte, betrat, die Thür ihr vor der Nase verschloß und das Schlüsselloch mit seinem Taschentuch verdeckte. Ohne Zögern schritt Dorothee jetzt auf die Holzwand zu und schob, auf den Knopf drückend, ein Biered zur Seite. Hier stand die Ghatulle, welche Hellmann mit einem fröhlichen „Heureka!“ begrüßte.

„Wir nehmen sie gleich mit,“ sagte er, „sie ist am besten bei mir verwahrt.“

Er nahm sie aus ihrem Versteck. Dorothee verschloß die geheimnißvolle Wand, deren Vorhandensein in einem Bauernhause ihr wie eine Verzauberung erschien und beide verließen das Haus, von den fröhlichen Leuten mit einem Hurrah begleitet.

Dann brachte er Dorothee nach Hause und fuhr mit seiner Beute triumphirend heim. Das junge Mädchen aber konnte mit ihrer überraschenden Mittheilung nur die Kranke erstauen, weil Peter schmunzelnd erklärte, vom Herrn Notar ins Vertrauen gezogen zu sein und Herrn Georg schon vor Wochen als den Erben seines väterlichen Hofes hätte begreifen können, aber er verstehe ein Geheimniß zu bewahren und habe sich schon längst wie ein König auf den heutigen Tag gefreut.

Sie sind doch ein guter Mensch, lieber Peter,“ sagte Dorothee ihm bewegt die Hand drückend, „am Ende haben Sie es auch gewußt, daß die selige Tante mir —“

„Sechstausend Thaler vermacht hat?“ fiel Peter lachend ein, „ja, das habe ich auch längst gewußt.“

Sie ging in ihre Kammer, resignirt ihre Hoffnungen einlassend. Jetzt wäre es eine recht wahnsinnige Vermessenheit gewesen, an ein solches Glück sich zu klammern.

„O, wären wir beide ganz arm geblieben,“ seufzte sie, „oder könnte mein Geld ihm die Wege ebnen!“

Das arme Herz wurde in diesem Kampfe selbstsüchtig und an sich irre weil es den Weg der Entfagung nicht finden konnte, auf welchem als einziger Stern die Pflichttreue glänzt.

„Gott sei Dank,“ sagte Frau Haas zu ihrem Sohne, „nun hab' ich nichts mehr zu fürchten, Peter! — Hast Du

nicht gehört, daß sie lieber Peter zu Dir sagte? Greif zu, sie nimmt Dich mit ihren 6000 Thalern. Ziemlich, was für ein Haufen Geld, aber ich glaub nicht daran.“

„Du bist eine alte, närrische Frau,“ lachte Peter, der heute nicht böse wurde, „aber nimm Dich in Acht, sonst gehst sie weg. Mund halten, Mütterchen, hast ihr ja auch kein Wort von der Erbschaft gesagt.“

„Weil ich es für eine Lurre von dem Afflaten hielt.“

Zwanzigstes Kapitel.
Weihnachtsabend, alter Zauberklang, der immer wieder die Herzen gefangen nimmt, und sein göttliches Gebot: Friede auf Erden! in Palast und Hütte trägt.

In dem Stübchen der kranken Frau Haas glänzte ein Christbaum, wie ihre Augen ihn unter diesem Dache noch nie gesehen hatten.

„Jesus, wie viele Lichter,“ staunte sie, „die ganze Stube sieht wie der leuchtende Himmel aus. O, daß ich so was noch erleben darf, es ist so schön!“

Dorothee hörte nicht darauf, sie starrte wie abwesend in den Lichterglanz und Thräne um Thräne rann ihr selber unbewußt über die bleichen Wangen.

Unter dem Baum prangte Peters Schawl, die seidene Börse aber lag drinnen in ihrer Kammer. Für sie hatte Keiner eine Gabe der Liebe, des treuen Gedenkens.

„Allein, ganz allein!“ zitterte es kaum hörbar von ihren Lippen.

„Nun brennen die Lichter auf und der Peter ist nicht da,“ klagte die Kranke.

„Da bin ich, Mutter!“ tönte seine lustige Stimme von der Schwelle her, der Tausend, ist das aber ein Staatsbaum, so was hast Du in Deinem Häuschen noch nicht gesehen, was? Hier ist auch ein Päckchen für Sie angekommen, Mamsell Dorothee, der Briefträger gab es mir.“

Mechanisch nahm sie es entgegen, besah die Adresse und öffnete es unruhig. Ein großes Bild und ein Kästchen kamen zum Vorschein. Sie warf auf ersteres einen Blick und mußte einen Aufschrei unterdrücken. — Zitternd zündete sie eine Lampe an, um in ihre Kammer zu gehen, als Peter die Bitte hinwarf, ob sie nicht erst einmal in der Küche nach der Abend-suppe sehen wolle. Sie nickte ihm erregt zu, weil sie kein Wort hervorbringen konnte und schlüpfte hinaus, schien aber die Suppe, welche auf dem Herd brodelte, bereits vergessen zu haben, als sie die Küche betrat. Ihre zitternde Hand hielt das Bild, von welchem sie kein Auge verwannte, das sie endlich an ihr Herz, an ihre Lippen drückte, während sie das Kästchen unbeachtet auf den Tisch stellte.

„O Georg,“ schluchzte sie plötzlich auf, „Dein Bild sitzt hier drinnen,“ sie legte die Hand auf's Herz, „ich würde Dich doch nie vergessen. Gott schenke Dir alles Glück und eine Frau, die Dich so lieb hat, wie ich, aber wissen sollst Du es niemals von mir.“

„O, darauf hoffe ich doch stark,“ tönte es leise an ihr Ohr, und sich jäh umwendend, blickte sie in Georgs freudestrahlende Augen. Und dann fühlte sie sich von seinen Armen

umschlungen und hörte wie im seligen Traum zärtliche Liebesworte. O, wie sie sich fürchtete, aus diesem Traume, denn ein solcher konnte es doch nur sein, zur einsamen, öden Wirklichkeit zu erwachen.

Er hatte ihr den Brautkuss gegeben, das unbeachtete Kästchen geöffnet und einen schlichten Goldreif hervorgezogen, den er ihr an den Goldfinger der linken Hand steckte.

„Siehst Du, wie genau er paßt?“ sagte er triumphirend, „das hatte der Hirenmeister Peter Haas vollbracht, der Dir aus Scherz einen unechten Ring, den er im Garten gefunden haben wollte, vor einigen Tagen an diesen Finger gesteckt hatte. Du bist böse geworden —“

„Weil ich den Scherz nicht possend von ihm fand,“ erwiderte sie leise. „O, Georg kann's denn wahr sein?“ setzte sie, ihn angstvoll anblickend, hinzu, „wirst Du, der reiche Mann, es nie bereuen? Was werden die Menschen dazu sagen?“

„Daß der Georg Kamp weiser gehandelt hat als sein unglücklicher Vater, das werden sie sagen, mein Lieb!“ sprach der junge Mann mit feierlichem Ernst. „Ich habe Deine Liebe erprobt, Dein goldenes Herz erkannt und weiß, daß darin kein anderes Bild gewohnt hat als das meine. Oder fürchtest Du, daß es irgend einem bösen Geiste je gelingen könnte, Zwietracht zwischen uns zu säen?“

„O, nie nie,“ rief sie, an seine Brust sich schmiegend. „Ich habe Dich schon geliebt, ehe ich Dich kannte —“

„Und mich furchtlos vertheidigt,“ fiel er gerührt ein, „so bleibe Du mein guter Engel bis an's Ende, Du Treue, Gute, deren Besitz mich reicher macht als alle Güter meines Vaters. Sieh her, auch ich trage schon einen Ring mit Deinem Namenszug und dem Datum dieses Tages.“

„Gi, warst Du Deiner Sache so sicher bei mir?“ fragte sie neckisch.

„Ja, mein Schatz,“ lachte er, ihr zärtlich in's Auge blickend. „Du hättest doch schon dem armen heimatlosen Krüppel Dein Herz geschenkt, wie solltest Du den Erben vom Kampfhofe ausschlagen?“

„Wer weiß, ob der arme Georg mir nicht lieber gewesen wäre,“ meinte sie nachdenklich.

„O Dorothee,“ erwiderte er bewegt, „Dir und dem braven Peter habe ich mein Erbe zu verdanken, — ich denke, es ist genug für meinen Stolz. Von Dir aber Geld anzunehmen, das hätte ich nicht vermocht, und an dieser Klippe wäre unsehlich unser Glück gescheitert. Danken wir dem gütigen Gott für diese Wendung unseres Schicksals.“

Drinnen im Stübchen hatte Peter die Lichter des Tannenbaumes ausgedöscht, der eigenthümliche Weihnachtsgeruch durchzog den kleinen Raum, und die Kranke verlangte wie immer nach ihrer Pflegerin, welche alle Pflichten vergessen zu haben schien. Da öffnete sich die Thür und sie erschien am Arm des Geliebten, der sie feierlich als seine Braut vorstellte. Peter schmunzelte mit einem humoristischen Blick auf die alte Frau, welche mit offenem Munde auf das Paar starrte.

„Geld zu Geld,“ murmelte sie endlich, „die Mamsell konnte einen armen Mann nehmen.“ (Schluß folgt.)